

Martin Lings, Ein Sufi-Heiliger des zwanzigsten Jahrhunderts



Der Scheich al-'Alawī im Jahre 1934.

MARTIN LINGS

Ein Sufi-Heiliger des zwanzigsten Jahrhunderts

SCHEICH AḤMAD AL-'ALAWĪ

SEIN GEISTIGES ERBE
UND VERMÄCHTNIS



S P O H R

[Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek
verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind
im Internet über [http//dnb.ddb.de](http://dnb.ddb.de) abrufbar.
ISBN 3-927606-43-x]

Die Cyprus Library
Centre for the Registration of Books and Serials
verzeichnet das Werk unter der
ISBN 978-9963-43-0

*Wessen Seele nicht zerschmilzt wie Schnee
durch den Glauben, in dessen Händen
zerschmilzt der Glaube wie Schnee.*

Sufi-Spruch

Aus dem Englischen übertragen von
GERHARD GIESSE

2005
© copyright 2005 für die deutsche Ausgabe by Spohr Verlag,
Salim Spohr, Kandern im Schwarzwald.

2014
Spohr Publishers Limited
Lympia/Nikosia, Zypern.
[www.spohr-publishers.com]
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen
Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe
und der Übersetzung, vorbehalten.
Covergestaltung unter Verwendung eines Fotos des
Maqāms Scheich al-‘Alawīs: Salim Spohr.
Druck: Ebner & Spiegel.
Printed in the EU.

INHALT

VORWORT.....	9
--------------	---

ERSTER TEIL DER WEG UND DIE BRUDERSCHAFT

I VON AUSSEN BETRACHTET	13
II DIE URSPRÜNGE DES SUFITUMS	34
III VON INNEN BETRACHTET	48
IV DER GEISTIGE MEISTER	80

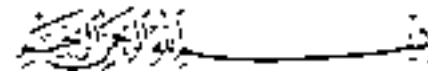
ZWEITER TEIL DIE LEHRE

V DIE EINHEIT DES SEINS	125
VI DIE DREI WELTEN	137
VII VON DER SINNBILDlichkeit DER BUCHSTABEN	155
VIII DER GROSSE FRIEDE	166
IX GNOSIS	180
X DIE RITUELLE REINIGUNG	185
XI DAS RITUELLE GEBET	195

DRITTER TEIL WEITERE DIMENSIONEN

XII EINE GEISTIGE WESENSVERWANDTSCHAFT	209
XIII AUSWAHL SEINER APHORISMEN	214
XIV AUSWAHL SEINER GEDICHTE	225

SEINE SCHRIFTEN	245
DIE GEISTIGE ÜBERLIEFERUNGSKETTE	247
NAMENS-, ORTS- UND SACHREGISTER	251
BILDNACHWEIS	262
ZUM AUTOR	263



VORWORT

VOR DEM ERSCHEINEN der ersten Ausgabe dieses Buches im Jahre 1961 war der Scheich al-^cAlawī außerhalb des Fachgebietes der islamischen Mystik fast völlig unbekannt. Obwohl der Scheich zwischen 1910 und 1930 mehr als zehn seiner Werke an so verschiedenen Orten wie Algier, Tunis, Kairo, Damaskus und in seiner Heimatstadt Mostaganem veröffentlicht hatte, von denen mehrere eine zweite Auflage erfuhren, hatte sie die akademische Welt merkwürdigerweise nicht gebührend zur Kenntnis genommen, jene Experten eingeschlossen, die wie Brockelmann Wert darauf legten, daß alle vorhandenen arabischen Bücher und Abhandlungen in Verzeichnissen erfaßt wurden. Außerdem befand sich keines seiner Werke in der *Bibliothèque Nationale*, und bis vor kurzem war auch keines in der *British Library* zu finden.

Es ist denkbar, daß seine Schüler, von denen es gegen Ende seines Lebens viele Tausend gab, die Bücher kurz nach ihrer Herausgabe aufkauften und damit ungewollt eine Schranke zwischen ihrem Meister und der breiten Öffentlichkeit errichteten, was den Scheich gewiß nicht gestört hätte, da sich die meisten seiner Schriften ohnehin nicht an die Allgemeinheit richteten. Nichtsdestoweniger hat Dermenghem von ihm gehört, und er verweist beiläufig auf ihn mit den Worten „einer der am meisten gerühmten islamischen Mystiker unserer Zeit“ (*Vies des Saints Musulmans*, S. 30); und Massignon erwähnt ihn, doch nur sehr selten und ebenfalls nur am Rande.

Diesem Buch liegt eine Doktorarbeit zugrunde, die ich an der Universität von London machte. Sowohl die hier wiedergegebenen Übersetzungen arabischer Texte als auch die meisten anderen Betrachtungen in diesem Buches waren wesentlicher Bestandteil dieser Arbeit. Da die vorliegenden Texte jedoch weit über die akademische Orientalistik hinaus von Interesse sind, sah ich mich veranlaßt, sie neu zu ordnen, einiges zu streichen und vieles hinzuzufügen, so daß sie ein in sich geschlossenes Buch ergaben, das man ohne besondere Vorkenntnisse zu diesem Thema lesen kann und selbst dann, wenn man keine allgemeinen Kenntnisse über den Islam besitzt. Es setzt bei dem Leser nur eines voraus, was

wir – in Ermangelung einer besseren Ausdrucksweise – ein aufrichtiges Interesse an „geistigen Dingen“ nennen könnten.

Bevor ich dieses Vorwort beende, möchte ich Dr. Marcel Carret dafür danken, daß er mir erlaubte, seinen äußerst lebendigen Bericht über den Scheich nach freiem Ermessen zu zitieren. Ich habe ihn beim Wort genommen und dieses wertvolle Dokument fast vollständig als Übersetzung wiedergegeben, denn es ist zu befürchten, daß es sonst in Vergessenheit gerät.

Martin Lings
Cambridge 1993

ERSTER TEIL

DER WEG UND DIE BRUDERSCHAFT

I

VON AUSSEN BETRACHTET

DER FOLGENDE BERICHT stammt von Dr. Marcel Carret. Er spricht für sich selbst und bedarf keiner weiteren Einleitung; wenn der Leser ihn gelesen hat, wird er zweifelsohne verstehen, warum wir gerade ihn an den Anfang unseres Buches gestellt haben, obgleich der Scheich zu Beginn des Berichtes bereits fünfzig Jahre alt war.

»Meine erste Begegnung mit dem Scheich al-^ʿAlawī im Frühjahr 1920 war kein Zufall, denn er hatte mich als Arzt rufen lassen. Ich hatte erst wenige Monate zuvor eine Praxis in Mostaganem eröffnet.

Ich fragte mich, was den Scheich bewogen haben könnte, nach einem Arzt zu verlangen, da er doch körperlichen Beschwerden kaum Bedeutung beimaß, und wunderte mich, daß er gerade mich, der ich neu war, hatte rufen lassen, denn es gab mehrere Ärzte in der Stadt. Diese Fragen hat er mir später selbst beantwortet. Kurze Zeit nach meiner Ankunft in Mostaganem hatte ich in Tigitt¹, dem arabischen Viertel der Stadt, ein Krankenhaus eingerichtet, das ausschließlich für Muslime bestimmt war. Dreimal in der Woche hielt ich dort gegen eine geringe Gebühr

1. Mostaganem ist einer der wenigen Orte in Algerien, wo der europäische und der arabische Stadtteil eindeutig voneinander getrennt sind. Solch eine Trennung ist in Marokko üblich, wo Generalresident Lyautey aus den in Algerien gemachten Fehlern hatte lernen können. Die Landschaft hatte Mostaganem zu dem gemacht, was es heute ist. Die beiden Stadtteile werden durch eine tiefe Senke voneinander getrennt, und jeder bewahrte seine eigenen besonderen Merkmale. Im muslimischen Teil, der Tigitt heißt, leben allein zwölf- bis fünfzehntausend Einwohner. Dort lebte der Scheich al-^ʿAlawī, und dort baute man an einer Stelle, von der aus man das Meer überblicken konnte, die *Zāwiyah**, die er so berühmt gemacht hat und wo er jetzt begraben ist. (Dies ist eine Anmerkung von Dr. Carret, alle anderen Anmerkungen stammen von mir.)

* Dieses Wort, das wörtlich „Ecke“ oder „Winkel“ bedeutet, benennt den Ort regelmäßiger Versammlungen eines Sufi-Ordens. Es kann einen einzelnen Raum bezeichnen oder, wie im Falle der ^ʿAlawī-Zāwiyah, eine Moschee mit verschiedenen Nebengebäuden. Wenn man *Zāwiyah* mit „Kloster“ übersetzt, dann kann dies zweifellos zu Mißverständnissen führen; nichtsdestoweniger kommen die klösterlichen Orden des Christentums den sufischen Bruderschaften des Islam am nächsten, wenn auch die Sufis nicht ehelos leben.

Sprechstunden ab. Die Muslime haben den staatlichen Behandlungsstellen gegenüber ein großes Mißtrauen, und meine Klinik, die mitten in ihrem Viertel lag und in der ihren Sitten und Gewohnheiten Rechnung getragen wurde, war ein Erfolg. Dieses Unternehmen eines französischen Arztes, der erst seit kurzem in der Stadt war und nicht wie die meisten Europäer mit hochmütiger Verachtung auf die Muslime herabblickte, hatte die Aufmerksamkeit des Scheichs auf mich gelenkt. Ohne mein Wissen und ohne den geringsten Versuch seinerseits, etwas über mich in Erfahrung zu bringen, hatten ihm seine Schüler von sich aus berichtet, wer ich war und was ich tat, wie ich aussah und wie ich mich bewegte, wie ich die Kranken behandelte und daß ich eine mitfühlende Haltung gegenüber den Muslimen hatte. Aus diesen Erzählungen kannte mich der Scheich al-ʿAlawī schon recht gut, noch ehe ich überhaupt von ihm gehört hatte. Im Frühjahr 1920 erkrankte er an einer schweren Grippe und hatte mich deshalb rufen lassen.

Schon bei meiner ersten Begegnung mit ihm hatte ich den Eindruck, mich in der Gegenwart eines außergewöhnlichen Menschen zu befinden. Der Raum, in den ich geführt wurde, war, wie alle Räume in den Häusern der Muslime, ohne Möbel. Es befanden sich lediglich zwei Truhen darin, die, wie ich später erfuhr, voller Bücher und Manuskripte waren. Der Boden war ganz mit Teppichen und Bastmatten bedeckt. In einer Ecke befand sich eine Matratze, auf der eine Decke lag, und hier saß der Scheich aufrecht, mit ein paar Kissen im Rücken, mit gekreuzten Beinen, die Hände auf den Knien, bewegungslos in würdevoller Haltung, was aber völlig natürlich wirkte.

Als erstes fiel mir seine Ähnlichkeit mit Christus auf, sein Gewand, das feine weiße Leinentuch, welches seine Gesichtszüge umrahmte, schließlich seine ganze Haltung – alles an ihm erinnerte mich an die äußere Erscheinung Christi, wie wir sie von den üblichen Darstellungen her kennen. Unwillkürlich kam mir der Gedanke, daß Christus so ausgesehen haben müsse, als er seine Jünger empfing zu der Zeit, als er bei Martha und Maria weilte.

Mein Erstaunen war so groß, daß ich einen Augenblick lang an der Türschwelle innehielt. Auch er richtete seinen Blick auf mich, doch dieser Blick schien aus weiter Ferne zu kommen. Dann brach er das Schweigen und hieß mich mit den landesüblichen Worten willkommen und bat mich einzutreten. Sein Neffe, Sidi Muḥammad, übersetzte, denn obwohl der Scheich Französisch gut verstand, fiel es ihm schwer, die Sprache zu sprechen, und in der Gegenwart eines Fremden gab er vor, sie überhaupt nicht zu beherrschen.

Als ich nach islamischer Sitte um Sandalen bat, die ich über meine Schuhe streifen wollte, um die Teppiche und Matten nicht zu beschmutzen, ließ er mir sagen, dies sei nicht nötig. Auf seine Anweisung hin brachte man mir einen Stuhl, der mir jedoch in einer solchen Umgebung so fehl am Platze schien, daß ich ablehnte und sagte, ich säße lieber auf einem Kissen.

Der Scheich lächelte leicht, und ich spürte, daß ich mit dieser schlichten Geste bereits sein Wohlwollen gewonnen hatte. Seine Stimme war sanft und etwas gedämpft. Er sprach wenig, in kurzen Sätzen, und alle, die um ihn waren, achteten auf jedes seiner Worte und auf die kleinste Bewegung und gehorchten ihm schweigend. Man fühlte, daß er von tiefster Ehrfurcht umgeben war.

Da ich bereits einiges über die Gewohnheiten der Muslime wußte und erkannte, daß ich es nicht mit „irgend jemandem“ zu tun hatte, war ich darauf bedacht, nicht unvermittelt nach dem Grund zu fragen, aus dem ich gerufen worden war. Der Scheich erkundigte sich zunächst durch Sidi Muḥammad, wie es mir bislang in Mostaganem ergangen sei, und fragte mich nach den Gründen, die mich in diese Stadt gebracht hatten, nach den Schwierigkeiten, die mir begegnet waren, und inwieweit ich zufrieden war.

Während dieser Unterhaltung hatte ein junger Schüler ein großes Tablett mit Tee, der mit Minze angereichert war, und mit etwas Gebäck hereingebracht. Der Scheich selbst nahm nichts zu sich, forderte mich aber freundlich auf, Tee zu trinken und etwas von dem Gebäck zu nehmen, und sprach für mich das „Bismillah“ (im Namen Gottes), als ich das Glas zu den Lippen führte.

Erst als dieses Begrüßungszeremoniell beendet war, begann er, mit mir über seine Gesundheit zu sprechen. Er sagte, er habe mich nicht kommen lassen, damit ich ihm Medikamente verschreibe, die er zwar einnehmen würde, wenn ich dies für unbedingt erforderlich hielte und auch wenn ich dies lediglich für nützlich hielte, doch verlange er nicht danach. Er wolle nur wissen, ob die Krankheit, die er sich vor ein paar Tagen zugezogen hatte, ernst sei. Ich solle ihm ganz offen, ohne irgend etwas zu verschweigen, sagen, was ich von seinem Gesundheitszustand hielte. Alles andere sei unwichtig.

Die Außergewöhnlichkeit dieses Mannes weckte zunehmend meine Neugier und mein Interesse: Ein Kranker, der nicht dem Glauben an Medikamente anhängt, ist schon sehr selten, aber ein Kranker, der sich kaum darum sorgt, ob er gesund wird oder nicht, sondern nur wissen möchte, wie es um ihn steht, ist noch viel seltener.

Ich begann mit einer gründlichen medizinischen Untersuchung, die er geduldig über sich ergehen ließ. Je umsichtiger ich dabei vorging, um so mehr Vertrauen faßte er zu mir. Er war ungewöhnlich mager, so daß man den Eindruck haben konnte, das Leben in seinem Körper vollziehe sich nur noch ganz langsam, wengleich er auch nicht ernstlich krank war. Nur Sidi Muḥammad war noch bei dieser Untersuchung zugegen. Er stand betrübt und ehrfurchtsvoll, mit niedergeschlagenen Augen in der Mitte des Raumes und kehrte uns den Rücken zu, so daß er nichts von der Untersuchung sehen konnte, und übersetzte mit leiser Stimme alle Fragen und Antworten.

Als meine Untersuchung beendet war, nahm der Scheich wieder seine würdevolle Haltung ein. Sidi Muḥammad klatschte in die Hände, und der junge Mann brachte noch etwas Tee.

Dann erklärte ich dem Scheich, daß er an einer ziemlich schweren Grippe erkrankt sei, ihm aber sonst nichts fehle; seine Organe arbeiten normal und seine gegenwärtigen Beschwerden würden in einigen Tagen von alleine abklingen. Es sei zwar unwahrscheinlich, daß sich Komplikationen einstellen würden, trotzdem könne man dies in solchen Fällen nie ganz ausschließen, und deshalb sei es besser, den Krankheitsverlauf zu beobachten, und zu diesem Zweck würde ich ihn von Zeit zu Zeit aufsuchen müssen. Ich fügte hinzu, daß mich seine Magerkeit beunruhige und daß er etwas mehr essen solle. Ich hatte nämlich während meiner Untersuchung erfahren, daß seine tägliche Nahrung nur aus einem Liter Milch, ein paar getrockneten Datteln, ein oder zwei Bananen und etwas Tee bestand.

Der Scheich schien mit dem Ergebnis meiner Untersuchung sehr zufrieden zu sein. Er dankte mir würdevoll, entschuldigte sich, mich bemüht zu haben, und bat mich wiederzukommen, wann immer ich es für nötig hielte. Was das Essen anbetraf, war er allerdings anderer Meinung. Essen sei für ihn nur eine Pflicht, und deshalb nehme er gewöhnlich so wenig wie möglich zu sich.²

Ich wies ihn darauf hin, daß unzureichende Ernährung ihn immer mehr schwächen und seine Widerstandskräfte vermindern würde. Ich

2. Ibn 'Abd al-Bārī, einer der Schüler des Scheichs, fragte ihn einmal, warum er so wenig esse. Der Scheich antwortete ihm: „Nur deshalb, weil ich zum Essen keine Neigung verspüre. Es handelt sich dabei nicht um eine Askese meinerseits, wie einige der *Fuqarā'** glauben, obwohl es wahr ist, daß ich es nicht schätze, wenn meine Schüler übermäßig essen oder Feinschmecker sind“ (*Shahā'id*, S. 116).

* Plural von *Faqīr*, „Armer“. Dieser Ausdruck wird im Islam im Sinne geistiger Armut verstanden und bezeichnet die Mitglieder eines Sufi-Ordens.

verstände es recht gut, daß er dem keine Bedeutung beimesse, wenn er aber sein Leben verlängern oder schlicht am Leben bleiben wolle, dann sei es unerlässlich, sich den Erfordernissen der Natur zu beugen, auch wenn sie ihm lästig seien. Diese Begründung schien ihn zu beeindrucken, denn er schwieg eine ganze Weile. Dann sagte er sanft mit einer ausweichenden Handbewegung und einem Anflug von Lächeln: „Gott wird für mich sorgen.“

Er saß nun wieder genauso da wie bei meinem Kommen, und in seinen Augen lag jener Blick, der von weither zu kommen schien. Leise zog ich mich zurück. Dieses Bild habe ich noch heute, nach mehr als zwanzig Jahren, so klar vor Augen, als sei dies alles erst gestern gewesen.

Ich habe diesen ersten Besuch bei dem Scheich al-^cAlawī in allen Einzelheiten geschildert, weil ich glaube, so am besten jenen Eindruck vermitteln zu können, den seine Persönlichkeit damals in mir hinterließ. Da ich bis zu dem Zeitpunkt unserer ersten Begegnung nichts über ihn gehört hatte, kann ich mich auf diesen Eindruck um so mehr verlassen.

Ich versuchte nun, etwas über diesen außergewöhnlichen Menschen in Erfahrung zu bringen, doch schien mir niemand irgend etwas Besonderes mitteilen zu können. Europäer in Nordafrika leben gewöhnlich in solcher Unkenntnis der inneren Wirkungsweisen des Islam, daß ihnen ein Scheich oder ein Marabout wie eine Art Zauberer vorkommen muß, der, sofern er keinen politischen Einfluß ausübt, ohne jegliche Bedeutung ist, und da dieser Scheich keinen Einfluß solcher Art hatte, wußte man auch nichts von ihm.

Andererseits fragte ich mich, ob ich nicht das Opfer meiner Einbildung geworden sei. Seine Ähnlichkeit mit Christus, der sanfte und friedvolle Klang seiner Stimme, sein liebenswürdiges Verhalten mochten mich in der Weise beeinflußt haben, daß ich mir eine Geistigkeit einbildete, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden war. Konnte es sein, daß diese Haltung gewollt, ja sogar berechnet war, und daß sich hinter dieser Erscheinung gar nicht das verbarg, was sie zu sein schien?

Dennoch war der Scheich so einfach und natürlich gewesen, daß sich mein erster Eindruck nicht auslöschen ließ. Er sollte sich vielmehr bestätigen.

Am nächsten Tag und an den folgenden ging ich wieder zu ihm, bis er sich ganz erholt hatte. Jedesmal, wenn ich ihn besuchte, traf ich ihn in der gleichen Haltung an, mit jenem Blick, der von weither zu

kommen schien, und mit jenem leichten Lächeln auf den Lippen. Er schien sich seit dem vorhergehenden Tage überhaupt nicht von der Stelle bewegt zu haben, gleich einer Statue, für welche die Zeit nicht von Bedeutung ist.

Mit jedem Besuch wurde er zuvorkommender und vertrauensvoller. Abgesehen von medizinischen Fragen waren unsere Gespräche eher begrenzt und von allgemeiner Natur, dennoch verstärkte sich der Eindruck zunehmend, daß der Mann vor mir kein Betrüger war. Wir verkehrten bald in freundschaftlicher Weise miteinander, und als ich ihm eines Tage mitteilte, meine Arztbesuche seien nicht länger erforderlich, sagte er, daß ihm meine Bekanntschaft Freude bereitet habe. Ich solle ihn doch, soweit es meine Zeit erlaube, hin und wieder besuchen.

Dies war der Beginn einer Freundschaft, die bis zum Tode des Scheichs im Jahre 1934 andauern sollte. Während dieser vierzehn Jahre hatte ich wenigstens einmal in der Woche Gelegenheit, ihn zu besuchen – manchmal nur, um mich in den wenigen freien Augenblicken, die mir mein Beruf übrigließ, mit ihm zu unterhalten. Dies bereitete mir viel Freude. Manchmal ließ er mich wegen eines Familienangehörigen rufen und oft auch, weil sein schwankender Gesundheitszustand ärztliche Betreuung erforderlich machte.

Allmählich wurden meine Frau und ich zu Vertrauten der Familie. Wir fühlten uns nach einer gewissen Zeit dort wie zuhause und wurden mit den Jahren beinahe als Familienmitglieder angesehen. Doch dies dauerte lange und geschah fast unmerklich.

Zur Zeit meines ersten Besuches bei dem Scheich gab es die heutige Zāwiyah noch nicht. Einige Fuqarā' hatten das Grundstück, auf welchem sie später errichtet werden sollte, erworben und dem Scheich zum Geschenk gemacht. Die Fundamente waren bereits gelegt worden, doch dann hatten die Ereignisse des Jahres 1914 die Arbeit unterbrochen, und sie konnte erst 1920 wieder aufgenommen werden.

Es ist bezeichnend, wie diese Zāwiyah entstand. Es gab weder einen Architekten im üblichen Sinne des Wortes noch einen Bauherrn, und alle Arbeiter waren Freiwillige. Der Architekt war der Scheich selbst; nicht, daß er jemals einen Plan gezeichnet oder ein Lineal zur Hand genommen hätte – er sagte einfach, was er wollte, und die Arbeiter verstanden es. Sie kamen nicht nur aus der näheren Umgebung. Viele von ihnen kamen aus Marokko, besonders aus dem Rif-Gebirge, und einige aus Tunesien, aber keiner von ihnen war für diese Arbeit angeworben worden. Es hatte sich herumgesprochen, daß die Arbeit an

der Zāwiyah wieder aufgenommen werden sollte, und mehr brauchte es nicht. Unter den nordafrikanischen Anhängern des Scheichs setzte eine wahre Völkerwanderung ein. Sie kamen aus allen Berufen. Maurer, Zimmerleute, Steinmetze, Handwerker oder ganz gewöhnliche Arbeiter schnürten ihre Habseligkeiten zu einem Bündel zusammen und machten sich auf den Weg in die weit entfernte Stadt, in der ihr Meister lebte, um ihre Arbeit anzubieten. Lohn erhielten sie nicht. Sie wurden gepflegt, das war alles, und sie schliefen in Zelten. Aber jeden Abend, eine Stunde vor dem Gebet, versammelte sie der Scheich um sich und gab ihnen Unterweisungen für das geistige Leben. Das war ihre Belohnung.

So arbeiteten sie zwei Monate lang, manchmal drei, dann gingen sie wieder fort und waren glücklich, ihren Beitrag zu dem Werk geleistet zu haben. Andere traten an ihre Stelle, die ihrerseits nach einer Weile in ihre Heimat zurückkehrten und deren Platz gleich wieder von Neuangekommenen eingenommen wurde, die sich sogleich an die Arbeit machten. Der Zustrom nahm kein Ende; es herrschte nie Mangel an Helfern. So vergingen zwei Jahre, bis die Arbeit schließlich beendet war. Die schlichte Ergebenheit dieser Menschen und ihre Selbstlosigkeit, mit welcher sie einem Ideal dienten, ohne dafür irgendeine Belohnung zu erwarten, berührte mich zutiefst. Voller Staunen sah ich, daß es mitten im 20. Jahrhundert noch Kräfte gab, die mit jenen vergleichbar sind, welche im Mittelalter die Kathedralen in ganz ähnlicher Weise hatten entstehen lassen. Daß ich diese Menschen und ihr Werk mit meinen eigenen Augen sehen durfte, erfüllte mich mit großer innerer Freude.

Nachdem die Arbeit an der Zāwiyah beendet war, baten die Fuqarā' den Scheich, ein großes Einweihungsfest zu veranstalten. Diesen Wunsch konnte er ihnen nicht verwehren.

Damals kannte ich ihn schon lange genug, um ihm ohne weiteres sagen zu können, was ich dachte. So drückte ich meine Überraschung darüber aus, daß er seine Zustimmung zu einem solchen Fest gab, das seinen Gewohnheiten so wenig entsprach und in völligem Gegensatz zum Leben in Abgeschiedenheit und zur Selbstverneinung stand.

Zu diesem Zeitpunkt hatte er bereits aufgehört, mit mir durch die Vermittlung Sidi Muḥammads zu sprechen, der aber trotzdem bei den meisten unserer Zusammenkünfte zugegen war. Zumeist sprachen wir französisch, und Sidi Muḥammad übersetzte nur noch dann, wenn der Scheich den Eindruck hatte, etwas auf französisch nicht genau genug ausdrücken zu können.

Als ich ihm sagte, daß ich mich wegen des Festes wunderte, zuckte er leicht mit den Achseln und antwortete etwa – den genauen Wortlaut habe ich vergessen: „Sie haben recht. Solche Dinge sind überflüssig. Aber man muß die Menschen nehmen, wie sie sind. Nicht alle können im Erkenntnisvermögen und in rein geistiger Schau ihre ganze Erfüllung finden. Viele haben schlicht den Wunsch, mit anderen Menschen zusammenzukommen, um zu erleben, daß es auch noch andere gibt, die ähnlich fühlen und denken. Allein darauf ist ihr Wunsch gerichtet. Zudem handelt es sich nicht um ein Fest, wie Sie es vielleicht an einigen islamischen Wallfahrtsorten gesehen haben, wo mit Pistolen geschossen wird, Reiter ihre Künste zur Schau stellen, verschiedene Spiele dargeboten werden und viel zuviel Essen gereicht wird. Meinen Schülern bereitet ein Fest Freude geistiger Art. Sie versammeln sich, um ihre Gedanken auszutauschen und gemeinsam zu beten.“

So betrachtete störte mich der Gedanke an das bevorstehende Fest nicht mehr. Gemessen an der Zahl der Schüler, die daran teilnahmen, war es sicher ein Erfolg. Sie kamen von überall her und stammten aus allen Schichten der Bevölkerung. Nach dem, was mir der Scheich gesagt hatte, hatte ich mir unter diesem Fest ein Treffen vorgestellt, bei dem strittige Punkte der Lehre erörtert werden sollten, wobei die Redekunst bis zur Haarspalterei getrieben werden würde, damit der Redner seine besondere Begabung unter Beweis stellen konnte.

Bis zu einem gewissen Grade wurde diese Vermutung bestätigt, zumindest was gewisse Teile jener Reden betraf, die mir Sidi Muḥammad in groben Zügen übersetzte. Dies galt vor allem für die jüngeren Schüler. Das größte Interesse richtete sich jedoch nicht darauf, sondern auf die älteren Schüler, die nicht an den Gesprächen teilnahmen und in tiefer Betrachtung versunken waren. Unter den Anwesenden fielen mir besonders die einfachen Bergbewohner aus dem Rif-Gebirge auf, die wochenlang zu Fuß unterwegs gewesen und von einem Dorf zum anderen gezogen waren, angetrieben von einem inneren Feuer, das in ihren einfachen Seelen brannte.

Sie hatten sich voller Begeisterung auf den Weg gemacht, wie Goldsucher, aber ihre Suche galt nicht irdischen Reichtümern: sie war rein geistiger Natur, und sie wußten, daß sie nicht enttäuscht werden würden. Ich sah, wie sie schweigend und reglos die Umgebung in sich aufnahmen, als wären sie allein durch sie in einen Zustand der Glückseligkeit getaucht. Sie waren von der Heiligkeit des Ortes erfüllt und sahen ihren größten Wunsch verwirklicht. In vollkommenem inneren Einklang wurden sie der göttlichen Gegenwart teilhaftig und waren glücklich.

Manchmal, nachdem die Schüler lange Zeit in tiefem Schweigen und in völliger Bewegungslosigkeit zugebracht hatten, stimmten sie leise und verhalten einen Gesang an und bildeten mehrere Kreise, reichten einander die Hände und begannen, mit ihrem Körper vorwärts und rückwärts zu schwingen, langsam und rhythmisch, und sprachen bei jeder Bewegung den Namen „Allāh“ aus. Den zunächst langsamen Rhythmus bestimmte eine Art Chorleiter in der Mitte des jeweiligen Kreises. Seine Stimme war immer über den Stimmen der anderen zu hören. Währenddessen setzten einige von ihnen den Gesang fort, der immer lauter und kräftiger wurde. Allmählich beschleunigte sich der Rhythmus, und das langsame Hin- und Herschwingen wich einer Auf- und Niederbewegung, bei der die Knie gebeugt und dann wieder plötzlich gestreckt wurden. Dabei blieben die Füße immer auf derselben Stelle. Bald wurden die Stimmen in jedem dieser Kreise heiser und keuchend³, der Rhythmus noch mehr beschleunigt, die Auf- und Niederbewegungen immer heftiger, sprungartig, beinahe zuckend. Nun war der Name Gottes fast nur mehr ein Hauch, und so ging es fort, immer schneller, bis auch das Hauchen selbst nicht mehr zu hören war. Manchmal fielen einige von ihnen völlig erschöpft zu Boden.

Diese Übung läßt an die wirbelnden Derwische denken. Sie soll zweifelsohne dazu dienen, die Seele in einen besonderen Zustand zu versetzen. Ich fragte mich, worin der geistige Zusammenhang zwischen solch wildem Tanz und der feinen Geistigkeit des Scheichs zu sehen war.

Ich fragte mich auch, wie es möglich war, daß sich der Ruf des Scheichs so weit verbreitet hatte. Seine Schüler machten keinerlei Versuche, neue Anhänger zu werben. In jeder Stadt und in jedem Dorf, wo gerade einige von ihnen lebten, besaßen und besitzen sie noch heute ihre abgeschiedenen kleinen Zāwiyahs, die jeweils der Führung eines Muqaddam, das heißt eines Stellvertreters des Scheichs unterstehen. Diese kleinen Bruderschaften treten nach außen hin in der Regel nicht in Erscheinung, als wären sie einzig darauf bedacht, ihre Geheimnisse zu hüten. Trotzdem vergrößert sich ihr Einfluß, und es kommen immer wieder Neulinge, die nach der Einweihung verlangen, und zwar aus allen Bevölkerungsschichten.

Eines Tages sagte ich dem Scheich, daß ich mich darüber verwunderte. Er antwortete:

„Alle, die hierher kommen, spüren Unruhe in ihrem Herzen, wenn sie an Gott denken.“

3. Dieses „keuchende Atmen“ ist ein Mittel, den Körper in den Rhythmus einzubeziehen.

Was er danach sagte, läßt an das Evangelium denken:

„Sie kommen, um inneren Frieden zu finden.“

An diesem Tag wagte ich es nicht mehr, ihm noch weitere Fragen zu stellen, denn ich fürchtete, als allzu neugierig zu erscheinen. Aber ich spürte, daß zwischen dem, was er gesagt hatte, und den Beschwörungen, die ich manchmal gehört und die meine Neugier geweckt hatten, ein Zusammenhang bestand. Oft, wenn ich beim Scheich war und mit ihm sprach, drang aus einem entfernten Winkel der Zāwiyah der Name „Allāh“ herüber, langgezogen schwingend: „A...l...lā...h!“ Er klang wie ein Schrei der Verzweiflung, ein leidenschaftlich flehendes Bitten, und er kam von Schülern, die in der Einsamkeit ihrer Zellen meditierten. Das Rufen wiederholte sich mehrere Male, und dann wurde es wieder still.

„Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir.“⁴

„Höre, Gott, mein Schreien und merke auf mein Gebet! Hienieden auf Erden rufe ich zu Dir, wenn mein Herz in Angst ist; Du wollest mich führen auf einen hohen Felsen.“⁵

Diese Verse aus den Psalmen kamen mir in den Sinn, denn ich glaubte, darin die gleiche Sehnsucht und den gleichen Ruf einer bedrängten Seele nach Gott vernehmen zu können. Ich hatte mich nicht getäuscht, denn später, als ich den Scheich fragte, was dieser Ruf bedeute, erwiderte er:

„Ein Schüler erfleht bei seiner Betrachtung Gottes Hilfe.“

„Und worin besteht das Ziel dieser Betrachtung?“

„Die Selbstverwirklichung in Gott zu erlangen.“

„Gelingt dies allen Schülern?“

„Nein, es ist selten. Nur ganz wenige können sie erlangen.“

„Was geschieht dann mit jenen, die sie nicht erlangen? Sind sie nicht verzweifelt?“

„Nein. Sie erheben ihren Geist immer so weit, daß sie zumindest den inneren Frieden erlangen.“

Innerer Frieden. Das war der Punkt, auf den er immer wieder zurückkam, und darin lag zweifellos der Grund für seinen großen Einfluß. Denn welcher Mensch sehnt sich nicht in der einen oder anderen Weise nach innerem Frieden?

Wenn es sein Gesundheitszustand erlaubte, empfing mich der Scheich – außer im Winter – immer auf einer Art Veranda, die sich am Ende

4. Psalm 130, 1.

5. Psalm 61, 2-3.

eines kleinen Gartens befand, der von hohen Mauern umgeben war und mich an bestimmte Malereien in persischen Handschriften erinnerte. In dieser friedvollen Umgebung, weitab vom Lärm der Welt, wo nur noch das Rauschen der Blätter und das Singen der Vögel zu hören waren, tauschten wir Gedanken aus. Unsere Gespräche wurden dabei immer wieder von langem Schweigen unterbrochen.

Wie bei Menschen, die einander verstehen und miteinander vertraut geworden sind, störte uns das Schweigen nicht; manchmal war es auch notwendig, um einem Gedanken nachgehen zu können. Der Scheich sprach nie ein überflüssiges Wort, und wir empfanden nur dann das Bedürfnis, miteinander zu sprechen, wenn wir uns wirklich etwas zu sagen hatten.

Es hatte ihn zunächst überrascht, daß ich überhaupt etwas über den Islam wußte und in groben Zügen über das Leben des Propheten und die Geschichte der ersten Kalifen unterrichtet war und daß mir auch die Kaaba, der Brunnen Zamzam und Hagars Flucht mit Ismael in die Wüste nicht unbekannt waren. Dies war nicht viel, doch in Anbetracht der Tatsache, daß die meisten Europäer nichts über diese Dinge wissen, konnte der Scheich seine Verwunderung nicht verbergen.

Ich war meinerseits erstaunt über seine Aufgeschlossenheit, über seine Unvoreingenommenheit und Größe, mit der er die Dinge betrachtete. Ich hatte oft gehört, daß jeder Muslim ein Fanatiker sei, der Fremde, die nicht dem Islam angehörten, nur zutiefst verachten könne.

Der Scheich sagte, daß drei Propheten⁶ von Gott erleuchtet wurden, zuerst Moses, dann Jesus und schließlich Muḥammad. Daraus folgerte er, daß der Islam die beste Religion sei, weil er sich auf die letzte Botschaft Gottes gründe, fügte aber hinzu, daß Judentum und Christentum nichtsdestoweniger von Gott geoffenbarte Religionen seien.

Seine Vorstellung vom Islam war gleichermaßen weitgespannt. Für ihn war das Wesentliche entscheidend, und er pflegte zu sagen:

6. Der Scheich verstand „drei“ nicht im Sinne einer Begrenzung, denn der Koran erwähnt achtundzwanzig. Darüber hinaus lenkt er in seiner Abhandlung für Novizen (*Al-Qul al-Maqbūl*, S. 7) die Aufmerksamkeit auf die (an Muḥammad gerichteten) Worte des Koran: *Und Wir haben schon vor dir Gesandte geschickt. Unter ihnen sind manche, von denen Wir dir erzählt haben, und unter ihnen sind manche, von denen Wir dir nicht erzählt haben** (Sure 40, 78), und er warnt seine Schüler davor, die Zahl der Gottgesandten und Propheten wie auch die Zahl Seiner geoffenbarten Schriften zu begrenzen.

* Bei der Wiedergabe von Koranversen wurden die deutschen Übersetzungen des Koran von Max Henning (Stuttgart 1960) und Adel Theodor Khoury (Gütersloh 1987) eingesehen und mit berücksichtigt. Die Kennzeichnungen der Koranstellen sind der Übersetzung von Adel Theodor Khoury entnommen. (Anm. d. Übersetzers).

„Um ein rechtgläubiger Muslim zu sein, genügt es, fünf Regeln zu befolgen: an Gott zu glauben und Muhammad als Seinen letzten Propheten anzuerkennen, täglich die fünf Gebete zu verrichten, den Armen das vorgeschriebene Almosen zu geben, im Monat Ramadan zu fasten und die Pilgerfahrt nach Mekka zu unternehmen.“

Vor allem aber schätzte ich es an ihm, daß er keinerlei Bekehrungseifer zeigte. Er äußerte seine Ansichten, wenn ich ihn danach fragte, aber es schien ihn nicht zu kümmern, ob sie mir nützen oder nicht, und er unternahm auch nicht den geringsten Versuch, mich zu bekehren. Lange Zeit schien ihm mein Glaube völlig gleichgültig zu sein, was seiner allgemeinen Haltung entsprach. Er pflegte zu sagen:

„Jene, die mich brauchen, kommen zu mir. Warum sollte ich versuchen, andere anzuziehen? Das Einzige, was wirklich von Bedeutung ist, ist ihnen gleichgültig, und sie gehen ihre eigenen Wege.“

Unsere Gespräche verliefen wie zwischen Nachbarn, die sich gut miteinander verstehen und von Zeit zu Zeit über die Hecke, die ihre Gärten voneinander trennt, Gedanken austauschen.

Eines Tages jedoch wurden meine eigenen Ansichten zum Gesprächsthema, was den Scheich bewegte, mich ein wenig auszuloten. Vielleicht hatte er dies schon früher tun wollen und nur auf eine Gelegenheit gewartet, um diesen heiklen Punkt zu berühren.

Sie ergab sich im Zusammenhang mit jenen schwarzen Muslimen aus dem Sudan, die einige ihrer Gebräuche in den Islam eingebracht haben. Zu bestimmten Zeiten führen sie nämlich zu den Klängen von Trommeln und Tambourinen einen mit Bändern und Kränzen geschmückten Stier durch die Straßen, tanzen dabei, rufen und singen laut und klappern mit metallenen Kastagnetten. Nun ergab es sich, daß wir unterhalb der Veranda im Garten saßen und aus der Ferne den dumpfen Lärm eines solchen Umzugs hörten. Ich weiß nicht warum, aber plötzlich begann ich, diese Umzüge mit bestimmten katholischen Prozessionen zu vergleichen, die mir ebenso wie die Eucharistie, wenn man sie nicht sinnbildlich betrachtet, als bloßer Aberglaube erschienen.

„Es ist dennoch Ihre Religion“, bemerkte der Scheich.

„Gewissermaßen“, erwiderte ich. „Ich wurde getauft, als ich noch ein kleines Kind war. Ansonsten verbindet mich nichts mehr damit.“

„Was ist dann Ihre Religion?“

„Ich habe keine.“

Schweigen trat ein. Dann sagte der Scheich:

„Das ist merkwürdig.“

„Warum merkwürdig?“

„Weil gewöhnlich jene Menschen, die wie Sie keine Religion haben, der Religion gegenüber feindlich gesinnt sind, was bei Ihnen jedoch nicht der Fall zu sein scheint.“

„Das stimmt, aber die Menschen, von denen Sie sprechen, haben die intolerante Denkweise der Religion beibehalten. Sie sind ruhelos geblieben. Sie haben durch den Verlust ihres Glaubens nicht den inneren Frieden gefunden, von dem Sie sprechen. Im Gegenteil.“

„Und Sie? Haben Sie ihn gefunden?“

„Ja, denn ich bin den Dingen auf den Grund gegangen und messe ihnen nur die Bedeutung bei, die ihnen tatsächlich zukommt.“

Er dachte eine Weile nach und sagte dann:

„Das ist auch merkwürdig.“

„Was?“

„Daß Sie durch andere Mittel als diejenigen der Lehre zu einer solchen Auffassung gelangt sind.“

„Welcher Lehre?“

Er machte eine undeutliche Handbewegung und versank in einen Zustand von Entrückung. Ich sah, daß er nichts mehr sagen wollte, und zog mich zurück.

Von diesem Tag an hatte ich den Eindruck, daß ich ihn mehr beschäftigte. Zuvor hatte sich unsere Beziehung, die immer sehr herzlich und vertrauensvoll gewesen war, kaum von einer gewöhnlichen Freundschaft unterschieden. Er hatte mich wohl als eine angenehme Bekanntschaft empfunden, und er mochte mich auch, trotzdem war ich Ausländer und deshalb irgendwie fremd. Ich hatte während dieser vergangenen Jahre sicherlich keine besonders große Bedeutung für ihn gehabt, sondern war jemand gewesen, dem man im Laufe seines Lebens begegnet, mit dem man eine Zeitlang zusammenkommt, weil er höflich ist und auch nicht langweilig, und den man dann wieder vergißt.

Nun aber änderten sich die Gespräche zwischen uns, sie nahmen eine Wendung ins Abstrakte. Ich bedauere sehr, daß ich damals keine Aufzeichnungen darüber gemacht habe, weil in ihnen weit mehr zum Ausdruck kam als nur das tatsächlich Gesagte. Sie wären, wie ich heute weiß, nicht nur für mich, sondern auch für andere ein kostbares Zeugnis. Doch damals maß ich diesen Gesprächen noch nicht jene Bedeutung bei, die sie im Laufe der Jahre in meiner Erinnerung bekommen sollten.

Deshalb kann ich nur einen allgemeinen Eindruck von diesen Begegnungen vermitteln und nur einige wesentliche Punkte hervorheben,

die mir im Gedächtnis haften geblieben sind. Manchmal blieb unser Gespräch auf einige Bemerkungen beschränkt und wurde von langem Schweigen unterbrochen, dann wieder bestand es aus einer Darlegung meines Standpunktes, wenn er darum gebeten hatte. Denn nun war er es, der Fragen stellte. Niemals haben wir miteinander diskutiert, das heißt, zwischen uns fand nie ein Streitgespräch statt, in dem der eine versuchte, den anderen davon zu überzeugen, daß er recht hatte. Wir tauschten unsere Gedanken aus, nichts weiter.

Auf diese Weise konnte ich ihm nach und nach meine Einstellung zur Religion erklären. Ich sagte, daß jeder Mensch durch das Rätsel seines Daseins und seiner Zukunft beunruhigt sei und daß wir alle nach einer Erklärung suchten, die uns zufriedenstelle und beruhige. Die Religionen geben eine Antwort, die den meisten Menschen genüge. Welches Recht aber hätte ich, jene zu verunsichern, die in der Religion ihre geistige Ruhe gefunden haben? Um seinen Seelenfrieden zu erlangen, werde man immer irgendeinen Glauben als Ausgangspunkt zugrunde legen müssen, welches Mittel und welchen Weg man auch wähle. Sogar der Weg der Wissenschaft, dem ich gefolgt sei, gründe auf einer Anzahl von Annahmen, das heißt auf Behauptungen, die zwar für wahr gehalten würden, die man aber trotzdem nicht beweisen könne. Irgendeine Art von Glauben sei immer vorhanden, sei er nun stark oder schwach. Die einzige Wahrheit sei die, an welche man glaube. Ein jeder gehe den Weg, der ihm entspreche, und wenn er auf ihm fände, was er suche, dann sei dieser Weg der richtige für ihn. Alle diese Wege seien gleich.

Hier unterbrach er mich und sagte:

„Nein, sie sind nicht alle gleich.“

Ich sagte nichts und wartete auf eine Erklärung, die auch sogleich folgte.

„Sie sind nur insofern alle gleich, als sie den Menschen zur Ruhe kommen lassen. Doch gibt es verschiedene Stufen. Manche Menschen sind mit sehr wenigem zufrieden, andere finden ihre Zufriedenheit in der Religion, und einige verlangt es nach mehr, nicht nur nach dem Seelenfrieden, sondern nach dem großen Frieden, der die Fülle des reinen Geistes mit sich bringt.“

„Welche Rolle spielt die Religion dabei?“

„Für jene, die nach dem großen Frieden streben, ist Religion nur der Ausgangspunkt.“

„Dann gibt es also etwas über der Religion?“

„Über der Religion steht die Lehre.“

Er hatte dieses Wort schon früher verwendet: die Lehre. Aber als ich ihn gefragt hatte, was er damit meinte, war er mir die Antwort schuldig geblieben. Vorsichtig versuchte ich es nun noch einmal:

„Welche Lehre?“

„Die geistigen Mittel, um zu Gott selbst zu gelangen.“

„Und was für Mittel sind das?“

Er lächelte mit einem Anflug von Mitleid.

„Warum sollte ich Ihnen das sagen, da Sie doch nicht bereit sind, diesen Weg zu gehen. Wenn Sie zu mir als Schüler kämen, könnte ich Ihnen Antwort geben. Welchen Sinn aber hätte es, nur eitle Neugier zu befriedigen?“

Bei einer anderen Gelegenheit sprachen wir über das Gebet, das mir bei jenen, die an die allmächtige Weisheit Gottes glauben, als ein Zeichen mangelnder Folgerichtigkeit erschien.

„Was ist der Nutzen des Gebetes?“ hatte ich gefragt.

„Ich verstehe, was Sie sagen wollen“, erwiderte er. „Grundsätzlich haben Sie recht. Für jene, die unmittelbar mit Gott verbunden sind, ist das Gebet überflüssig, denn sie haben die unmittelbare Erkenntnis. Es hilft aber jenen, die diese Erkenntnis noch nicht erreicht haben und sich nach ihr sehnen. Doch selbst in diesem Fall ist das Gebet nicht unerlässlich. Es gibt auch andere geistige Mittel, um zu Gott zu gelangen.“

„Welche?“

„Das Studium der Lehre und die Betrachtung oder die geistige Schau gehören zu den besten und wirkungsvollsten Mitteln; aber nicht jeder ist für sie geschaffen.“

Was ihn am meisten wunderte war, daß ich gelassen sein konnte, wengleich ich keine Hoffnung auf ein Leben nach dem Tode hatte, zumal er wußte, daß dies meine ehrliche Überzeugung war. Wenn er zuweilen auf diesen Punkt zurückkam, versuchte ich ihm zu erklären, daß meine Gelassenheit nicht auf Stolz, sondern auf Demut beruhe. Die Angst des Menschen rühre daher, daß er um jeden Preis seinen eigenen Tod überleben wolle. Die Ruhe werde dann erlangt, wenn man sich von dem Wunsch nach Unsterblichkeit freimache. Die Welt sei vor mir da gewesen und würde auch ohne mich weiterhin bestehen. Das irdische Dasein sei ein Zeitvertreib, an dem ich teilzunehmen aufgerufen sei, ohne zu wissen wie und warum, und dessen Bedeutung ich nicht fassen könne, wenn er tatsächlich eine habe. Aber er sei trotz allem nicht ohne Reiz.

Deshalb richtete ich meinen Blick lieber auf die Natur als auf abstrakte Gedanken. Wenn ich von diesem Zeitvertreib einmal werde ablassen müssen, würde ich dies mit Bedauern tun, weil ich ihn interessant fände. Aber zweifellos würde er mich mit der Zeit schließlich langweilen. Und außerdem, was sollte man dagegen tun? Würde das Zertreten einer Ameise einen Einfluß auf den Lauf der Welt haben?

„Das gilt zweifellos für den Körper“, sagte der Scheich. „Doch was ist mit dem Geist?“

„Ja, es gibt auch den Geist, nämlich das Bewußtsein, das wir von uns selbst haben; aber wir haben es nicht von Geburt an. Es entwickelt sich langsam, zusammen mit unseren körperlichen Wahrnehmungen. Wir erreichen es nur allmählich und nur in dem Maße, wie unsere Erkenntnis zunimmt. Es entwickelt sich gemeinsam mit unserem Körper, wächst mit ihm, erlangt mit ihm seine volle Reife und ist die Summe aller erworbenen Ideen. Und es gelingt mir nicht, mich selbst davon zu überzeugen, daß dieses Bewußtsein unseren Leib überleben könnte, dem es doch sein Dasein verdankt.“

Der Scheich schwieg lange. Dann, als er aus seiner Versunkenheit hervorkam, sagte er:

„Wollen Sie wissen, was Ihnen fehlt?“

„Ja, was denn?“

„Um einer von uns zu sein und die Wahrheit zu sehen, fehlt Ihnen das Verlangen, Ihren Geist über sich zu erheben.⁷ Dagegen gibt es kein Mittel.“

Eines Tages fragte er mich geradeheraus:

„Glauben Sie an Gott?“

Ich antwortete:

„Ja, wenn Sie darunter einen unbestimmbaren Grundsatz verstehen, von dem alles abhängt und der dem Universum zweifelsohne einen Sinn gibt.“

Er schien mit meiner Antwort zufrieden. Ich fügte hinzu:

„Aber dieser Grundsatz ist jenseits unserer Fassungskraft und unseres Verstandes. Es wundert mich jedoch, daß so viele Menschen, die behaupten, fromm zu sein und es auch zu sein glauben und die von ihrer Unsterblichkeit in Gott überzeugt sind, ihrem irdischen Dasein

7. In einem seiner Gedichte schrieb der Scheich:

Du siehst uns unter den Menschen, doch sind wir nicht, wie du uns siehst,
Denn unser Geist erstrahlet klar über den allerhöchsten Höhn.
(*Dīwān*, S. 5.)

noch irgendeine Bedeutung beimessen können. Ihr Verhalten ist weder folgerichtig noch aufrichtig ... Wenn ich mir eines Lebens nach dem Tode gewiß wäre, würde mir das Schauspiel dieses irdischen Lebens nichts mehr bedeuten und wäre mir vollkommen gleichgültig. Ich würde nur mehr in Erwartung des ewigen Lebens leben und mich wie Ihre Fuqarā' ganz der Betrachtung hingeben.“

Er sah mich lange an, als würde er meine Gedanken lesen. Dann, mit einem Blick, der durch mich hindurchzugehen schien, sagte er:

„Es ist schade, daß Sie Ihren Geist nicht über sich selbst erheben wollen. Aber was Sie auch sagen und was Sie auch denken mögen, Sie sind Gott näher, als Sie glauben.“

„Sie sind Gott näher, als Sie glauben.“ Als der Scheich diese Worte sprach, hatte er nicht mehr lange zu leben. Die Pilgerfahrt nach Mekka, die er vor seinem Tode hatte machen wollen, und seine anschließende Reise nach Syrien und Palästina hatten seine Kräfte erschöpft. Er war äußerst schwach, aber sein Geist war noch immer wach.

Inzwischen war sein Neffe, Sidi Muḥammad⁸, der die Aufgaben eines Muqaddam wahrgenommen hatte, gestorben, und ein anderer Neffe des Scheichs, Sidi Addah Bin-Tūnis⁹, dem er besonders zugetan war, nahm nun dessen Stelle ein. Sidi Addah verheimlichte mir nicht, daß er sehr besorgt war. Von ihm erfuhr ich, daß sich der Scheich immer mehr in tiefe Betrachtung versenkte, aus der er sich nur ungern zu lösen schien. Er nahm fast keine Nahrung zu sich, und obgleich ich ihn deswegen schalt und ihn inständig bat zu essen, antwortete er nur mit einem leichten Lächeln und sprach sanft:

„Wozu? Der Augenblick kommt.“

Darauf konnte ich nichts erwidern.

8. Eine von den Schwestern des Scheichs hatte zwei Kinder, Sidi Muḥammad und eine Tochter mit Namen Khairah, die er beide adoptierte. Ich schrieb an einen der ältesten noch lebenden Schüler, Sidi Muḥammad al-Hāshimī, der schon viele Jahre vor dem Tod des Scheichs von Tlemcen nach Syrien ausgewandert war und jetzt die 'Alawī-Zāwiyah in Damaskus leitet, und fragte ihn, ob der Scheich eigene Kinder gehabt hätte. Er antwortete mir: „Ich weiß, daß er weder von seiner ersten noch von seiner zweiten Frau Kinder hatte. Als er uns während seiner Pilgerfahrt in Damaskus besuchte, fragte ich ihn: ‚Hatten Sie in der ganzen Zeit jemals Kinder?‘, und er antwortete ‚Nein.‘ Dann sagte er: ‚Ja, *ihr* seid meine Kinder‘, worüber sich alle Brüder, die zugegen waren, sehr freuten.“ (Scheich al-Hāshimī starb 1961.)

9. Sidi Adda (oder besser 'Udda) Bin-Tūnis, durch Heirat Neffe des Scheichs (er heiratete Sidi Muḥammads Schwester), starb 1952.

Ich bemerkte die aufmerksamen Blicke der Fuqarā', die herauszufinden versuchten, wie ich den Gesundheitszustand des Scheichs einschätzte. Gewöhnlich sah ich sie nur selten. Sie wußten, wer ich war, und die Freundschaft, die mir der Scheich entgegenbrachte, machte sie mir wohlgeneigt. Aber trotzdem hielten sie sich im allgemeinen fern. Das Gefühl, daß ihr Meister in Gefahr sei, brachte sie mir näher. Ich versuchte, ihnen mit einem Lächeln Mut zu machen. Ich war wirklich davon überzeugt, daß der Scheich noch solange leben würde, bis sich auch seine allerletzten Kräfte erschöpft hatten. Nicht, daß er um sein Leben kämpfen würde, sondern weil er seinen Körper daran gewöhnt hatte, mit sehr wenig auszukommen, so daß sein Organismus verlangsamt weiterarbeitete. Ich wußte, daß er mit einem Mindestmaß an Kraft weiterleben konnte, das für andere schon lange nicht mehr genügt hätte. Er würde den letzten Tropfen Öl im Lebenslicht verbrauchen, welches nur noch schwach leuchtete. Er wußte dies so gut wie ich.

Nur selten hatte mich der Scheich einem der Fuqarā' vorgestellt, außer den wenigen Europäern und Amerikanern, die hin und wieder zu ihm kamen. Aber ich hatte keine nähere Beziehung zu ihnen. Da ich nicht eingeweiht war, sprachen wir nicht die gleiche Sprache, und ich wollte sie nicht danach fragen, was sie zu diesem Weg geführt hatte.

Einige von ihnen waren bedeutende Persönlichkeiten – zum Beispiel ein bekannter Künstler¹⁰, dessen Bekanntschaft ich kaum auf diese Weise zu machen erwartet hätte. Seit seinem Eintritt in den Islam kleidete er sich nach islamischer Sitte, was ihm so gut stand, daß man ihn selbst für einen Scheich hätte halten können. Er verbrachte acht Tage in der Zāwiyah in Begleitung eines Mitglieds des Gerichtshofs von Tunis und einer Dame. Auch sie waren Eingeweihte und von großer Liebenswürdigkeit. Ein Amerikaner, der mehr oder weniger mittellos war und von dem niemand wußte, wie er hierher gekommen war, gehörte auch dazu. Nach einigen Tagen wurde er krank, mußte ins Krankenhaus gebracht werden und später in seine Heimat zurückkehren ...

Obwohl seine Kräfte immer mehr schwanden, setzte der Scheich seine Gespräche mit den Schülern fort, mußte aber seine Sitzungen mit ihnen kürzer gestalten. Sein Herz wurde schwächer und sein Puls unregelmäßig. Es bereitete mir viel Mühe, ihm die Medikamente zu verabreichen, die notwendig waren, um seine Herzschwäche auszugleichen. Glücklicherweise genügten sehr geringe Dosen, um auf seinen Organismus, der niemals durch Medikamente geschädigt worden war, einzuwirken.

10. °Abd al-Karīm Jossot.

Im Jahre 1932 erlitt der Scheich einen Herzanfall, und ich wurde in aller Eile herbeigerufen. Sein Puls war kaum mehr zu spüren, und er schien das Bewußtsein verloren zu haben. Eine Spritze brachte ihn wieder zu sich. Er öffnete die Augen und blickte mich vorwurfsvoll an.

„Warum haben Sie das getan?“ sagte er. „Sie hätten mich gehen lassen sollen. Es hat keinen Sinn, mich zurückzuhalten. Wozu?“

„Wenn ich bei Ihnen bin“, erwiderte ich, „dann hat Gott es so gewollt, und wenn Er es so gewollt hat, dann deshalb, damit ich meine Pflicht als Arzt an Ihrer Seite erfülle.“

„Nun gut“, sagte er. „In shā' Allāh.“¹¹

Ich blieb lange bei ihm, weil ich fürchtete, daß er einen Rückfall erleiden könnte, kontrollierte seinen Puls und verließ ihn erst, als die unmittelbare Gefahr vorüber war.

Auf diesen Herzanfall folgten weitere. Aber der Scheich lebte noch fast zwei Jahre, und während dieser Zeit ging es ihm manchmal recht gut und manchmal schlechter. Zuweilen konnte er wieder so leben, als wäre nichts geschehen, und doch schien er auf das Ende zu warten, sehnsüchtig, aber mit großer Geduld. Die ganze Kraft seines inneren Lebens äußerte sich nur in seinem Blick. Sein Körper schien nicht mehr zu sein als ein brüchiger Pfeiler, der jeden Augenblick einstürzen konnte. Eines Morgens ließ er mich rufen. Sein Zustand war nicht schlechter als an den beiden Tagen zuvor, doch er sagte:

„Heute wird es sein. Versprechen Sie mir, nichts zu unternehmen, und lassen Sie den Dingen ihren Lauf.“

Obwohl ich ihm sagte, daß es mir nicht so schien, als ob es ihm schlechter ginge, bestand er darauf.

„Ich weiß, daß es heute sein wird. Und man muß mich zu Gott zurückkehren lassen.“

Ich verließ ihn, beeindruckt von seinen Worten, aber doch ein wenig skeptisch. So oft hatte ich sein Leben an einem seidenen Faden hängen sehen, und der Faden war nicht gerissen. Ich dachte, daß es an diesem Tage nicht anders sein würde. Doch als ich am Nachmittag zurückkehrte, hatte sich das Bild geändert. Er atmete kaum noch, und sein Puls war fast nicht mehr zu spüren. Er öffnete die Augen, als er meine Finger an seinem Handgelenk spürte, und erkannte mich. Er flüsterte:

„Endlich werde ich in der Gegenwart Gottes Ruhe finden.“

Er umfaßte schwach meine Hand und schloß seine Augen. Es war ein letzter Abschied und es gab nichts mehr für mich zu tun. Von jetzt

11. So Gott will.

an gehörte er seinen Fuqarā', die im Hintergrund warteten. Ich zog mich zurück und sagte Sidi Addah, daß ich den Scheich zum letzten Mal gesehen hatte.

Am gleichen Abend erfuhr ich, daß sein Leben zwei Stunden, nachdem ich ihn verlassen hatte, ruhig und fast unmerklich zu Ende gegangen war, im Beisein seiner Schüler, die in der Zāwiyah lebten oder sich gerade dort aufhielten.

Der letzte Tropfen Öl war verbraucht.

In dem vorliegenden Bericht habe ich versucht, einen Eindruck von dem Scheich al-^cAlawī zu vermitteln. Ich bin mir wohl bewußt, daß dieser Bericht in mancher Hinsicht unzulänglich ist, doch war ich immer darauf bedacht, nur das zu berichten, was ich wirklich sicher weiß. Manche Sätze, die ich hier zitiert habe, stammen wörtlich vom Scheich, von einigen anderen kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob sie dem tatsächlichen Wortlaut entsprechen, aber ich versichere, daß ich den Sinn stets genau wiedergegeben habe.

Es wäre nicht schwer gewesen, diesen Bericht auszuschnücken; ich habe es jedoch vorgezogen, meine Erinnerungen so nüchtern wiederzugeben, wie sie mir im Gedächtnis haften geblieben sind, und ich glaube, daß dadurch ein unverfälschteres und klareres Bild von dem Scheich entstanden ist; dies um so mehr, als meine Darstellung vor allem unvoreingenommen und sachlich ist und auf überflüssige Lobreden und den Heiligenschein verzichtet, die ein Schüler des Scheichs zweifellos hinzuzufügen geneigt gewesen wäre. Sie ist in sich geschlossen und gewinnt vielleicht dadurch an Bedeutung, daß sie aus der Feder eines „weltlich Gesinnten“ stammt.

Ich habe jede persönliche Einschätzung der Lehre des Scheichs vermieden. Meine Meinung dazu wäre ohnehin bedeutungslos, denn es war lediglich meine Absicht, den Scheich so darzustellen, wie ich ihn erlebt habe, nicht aber, seine Ideen zu erörtern. Ich weiß, daß seine Lehre esoterisch ist, und da ich kein Eingeweihter bin, können meine Gedanken darüber nur unklar sein.

Vielleicht werden die Eingeweihten lächeln, wenn sie diese Aufzeichnungen lesen, aber sie werden mir für meine Aufrichtigkeit und meine bewußt einfache und freimütige Darstellung danken. Sie werden feststellen, daß ich an keiner Stelle das Wort „Glaube“ verwendet habe ... Ich erinnere mich, dem Scheich einmal gesagt zu haben, daß mich zweifellos der fehlende Glaube von dem Versuch abhalte, „meinen Geist über mich selbst zu erheben“, worauf er geantwortet hatte:

„Für die Religionen ist der Glaube notwendig, jedoch nicht mehr für diejenigen, die fortschreiten und die Selbstverwirklichung in Gott erlangen, denn dann glaubt man nicht mehr, weil man sieht. Man braucht nicht mehr zu glauben, wenn man die Wahrheit *sieht*.“

Neben Dr. Carrets „Erinnerungen“ haben wir das Glück, noch die eigenen Aufzeichnungen des Scheichs über einen früheren Abschnitt seines Lebens zu besitzen. Bevor wir jedoch dazu übergehen, und um seinen Bericht nicht unterbrechen zu müssen, sollen zuvor noch einige grundsätzliche Punkte erläutert werden.